

Mäzenatische Poetik:
Textverfahren und Autorschaftsmodelle
im Kontext literarischer Förderpraktiken
Eine Skizze

ALEXANDER HONOLD / DIRK ROSE /
JOCHEN STROBEL / JÜRGEN WOLF

I. Präambel

Die Förderung von Kunst und Literatur gehört seit der Antike zum festen Bestandteil dessen, was man als ‚Kultur‘ bezeichnet. Und spätestens in der römischen Kaiserzeit ist solcherart ‚Förderung‘ zu einem zentralen Aspekt gesellschaftlichen Handelns geworden. Im Umkreis von Kaiser Augustus fördert beispielsweise Gaius Maecenas, dessen Name zum Programm avanciert, die Dichtergrößen der Zeit großzügigst. Dichter wie Vergil, Horaz, Publius Vergilius Maro, Sextus Aurelius Propertius und viele mehr werden durch Literatur reich, gleichzeitig blühen Kunst und Dichtkunst in einzigartiger Weise auf. Und wie formulierte es Marcus Valerius Martialis damals:

Wenn es Maecenasse gibt,
dann wird es an Vergilen nicht fehlen.

Allerdings stellte sich schon in römischer Zeit die Frage: Wie frei agieren die Autoren unter diesen Förderbedingungen bzw. wie frei ist die Kunst überhaupt? Werden die Werke von der Förderung oder den Förderern bestimmt oder gar diktiert? Welche Interessen stehen ‚hinter‘ der Kunst? Schreiben die Künstler auf ein Förderziel hin, sind sie gar ‚nur‘ Auftragsdichter? Gibt es eine Poetik des Mäzenatentums und der entsprechend geförderten Literatur? Damit sind wir mitten im Spannungsfeld ‚Mäzenatischer Poetik‘.

Im Mittelalter scheinen diese Fragen ebenso simpel wie linear entschieden: Literatur ist interessengebunden. Die Forschung spricht mit dem für das DFG-Symposium ‚Literarische Interessenbildung im Mittelalter‘ im Jahr 1991 formulierten Leitbegriff von „Literarischer Interessenbildung“ (s. die Beiträge von Felber, Wolf). Am Beginn

der modernen Literatur, wie sie sich in den Jahrzehnten um 1800 herausbildet, steht dagegen das Postulat einer (geniehaften) Autonomieästhetik bzw. das Autonomiepostulat (s. Beitrag Rose). Diese bisweilen polemische Abgrenzung von älteren Textverfahren und Autorschaftsmodellen, die sich bereits in der Antike herausbildeten und in Mittelalter sowie Früher Neuzeit etablierten, bedarf einer nüchternen Revision. Was für die Vormoderne wie ein Menetekel über jeder mäzenatischen Förderpolitik schwebt – die Gewissheit der absoluten Interessengebundenheit, die Vorstellung, dass Literatur nur im Auftrag entstehen könne, die Vorstellung, dass die Auftraggeber alle Inhalte ‚bestimmen‘ –, ist ins Wanken geraten. Auf der anderen Seite ist die vom Markt und Marktgesetzen abhängige moderne Textproduktion vielleicht nicht so autonom, wie man es gemeinhin für selbstverständlich hält. Schlagworte wie Autorautonomie, Freiheit von Kunst und Literatur, Zweckfreiheit, Genieästhetik stehen geradezu synonym für das Bild einer emanzipierten Neuzeit (s. Beiträge Rose, Pontzen).

II. Mäzenatische Poetik(en)

Detlev von Liliencrons 1889 erschienener Roman ‚Der Mäcen‘ erzählt von einer Utopie. Die mäzenatische Realität, das wusste der Autor nur allzu gut, sah und sieht größtenteils anders aus (s. Beitrag Rose). Erstens gibt es einen gravierenden Unterschied zwischen privater und institutioneller Förderung, wobei – paradoxerweise – letztere als der deutlich stärkere heteronome Eingriff wahrgenommen wird. Die vielen institutionellen Fördermaßnahmen für Literatur und Kunst heutzutage sind angesichts der desaströsen finanziellen Situation der meisten Autoren mehr als notwendig. Andererseits muss sich die dementsprechend geförderte Kunst und Literatur den Vorwurf gefallen lassen, sie bilde einen ästhetischen Minimalkonsens ab, auf den sich Kommissionen und Gremien im Bedarfsfall einigen können. Dies wird vor allem im Kontext von Literaturpreisen diskutiert (s. Beitrag Pontzen). Auf dem Buchmarkt gilt hingegen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Regel der möglichst hohen Verkaufszahl, die freilich als vergleichbar heteronome Zumutung begriffen wird. In Liliencrons ‚Mäcen‘ werden beide Mechanismen verworfen und von einer privaten mäzenatischen Praxis als defizitär abgegrenzt. Entsprechend sind die Selbstbeschreibungen, Textverfahren und Autorschaftsmodelle, die sich aus der Autonomieästhetik heraus entwickeln und den poetologischen Diskurs bis heute maßgeblich prägen, von antimäzenatischen ebenso wie von antiökonomischen Affekten beeinflusst. Doch staatliche oder staatsnahe Förderpolitik, die Gesetze des Markts, die Strukturvorgaben des Literaturbetriebs – namentlich der Verleger, Redakteure, Lektoren – und nicht zuletzt die sich immer feiner ausbildenden juristischen Rahmenbedingungen der Literaturproduktion offenbaren fließende Grenzen zwischen freier Förderpolitik und Abhängigkeit der Autorinnen und Autoren.

Zweitens muss sich Kunst- und Textproduktion in der Moderne unter den Bedingungen einer normativ verstandenen Autonomieästhetik zu mäzenatischen Förder-

praktiken ins Verhältnis setzen. Eben deshalb verwenden Autoren und Künstler nicht wenig diskursive Energie darauf, ihre Unabhängigkeit zu betonen, obwohl sie – in welcher Form auch immer – materielle Unterstützung für ihre Projekte erhalten haben. Der normative Anspruch der Autonomieästhetik hat einen Begründungszwang für jede Form heteronomer Kunstproduktion zur Folge, da sich diese – im Gegensatz zur vermeintlichen oder tatsächlichen autonomen Praxis – nicht von selbst versteht; schließlich garantiert der Anspruch auf Kunstautonomie zugleich denjenigen auf Kunstfreiheit. Noch Adornos ‚negative Ästhetik‘ bezieht ihr polemisches Potenzial aus dem Widerspruch zwischen Autonomiepostulat und kulturbetrieblicher Kunstproduktion. Adorno formuliert dies im Jahr 1970 in seiner ‚Ästhetischen Theorie‘ mit den Worten: „In der niederen Kunst oder Unterhaltung von einst, die heute von der Kulturindustrie verwaltet, integriert, qualitativ umgemodelt wird, läßt das am sinnfälligsten sich konstatieren. Denn jene Sphäre gehorchte nie dem selbst erst gewordenen und späten Begriff reiner Kunst. Stets ragte sie als Zeugnis des Mißlingens von Kultur in diese hinein.“ (Adorno, S. 32; s. Beitrag Rose) Auch wenn seitens der Forschung in den letzten Jahren verstärkt betont worden ist, dass der autonomieästhetische Anspruch an der literarhistorischen Realität vorbeiziele: Als regulative Idee ist er in der Welt und dabei offenbar so wirkmächtig, dass er Selbst- und Fremdbilder von Künstlern sowie den Diskurs darüber noch immer nachhaltig prägt. Jenseits aller Dekonstruktion – oder diesseits aller massenmedialen Ökonomie – kann man die regulative Idee der Kunstautonomie aber auch als eine Art (imaginäre) Grenzziehung verstehen, die einen abgegrenzten Raum erschafft, in dem überhaupt erst eine ästhetische Praxis möglich wird, die sich von den Erfordernissen des Marktes und der Kommunikationspraxis in den Massenmedien deutlich genug unterscheidet, um so etwas wie eine selbstreferenziell-ästhetische Kunstproduktion wahrscheinlich werden zu lassen. Genau diesen Rahmen steckt Liliencrons ‚Mäcen‘ ab.

Drittens schließlich, und das bildet den Kern der Beiträge im vorliegenden Band, kann mäzenatischen Praktiken neben sozialgeschichtlichen Befunden und biographischen Rekonstruktionen eine poetologische Relevanz zugesprochen werden, die sich auf sehr unterschiedliche Weise manifestiert. Im Mittelpunkt der vorliegenden Beiträge stehen solche Texte und künstlerische Praktiken, die auf einer strukturellen und/oder poetologischen Ebene mit mäzenatischen Praktiken verbunden sind bzw. diese als poetologische reflektieren. Es geht also weder um eine Pro- und Kontrabewegung noch um die Decouvrierung vermeintlich autonomieästhetischer Poetiken vor dem Hintergrund einer von Privatpersonen oder (staatlichen) Institutionen getragenen Förderpolitik, sondern grundlegender um die Bedingungen für diese Zuschreibungen und Konflikte und deren Resultate in Texten und Paratexten. In diesem Kontext spielen gängige Epochenzuschreibungen nur eine untergeordnete Rolle, auch wenn sie – Stichwort nachkantianische Autonomieästhetik – für die historische Binnendifferenzierung der beschriebenen Phänomene nicht ohne Bedeutung sind. So lässt sich feststellen, dass viele für eine Autorautonomie exklusiv als ‚modern‘ deklarierten

Textverfahren und Autorschaftsmodelle sich bereits in der Vormoderne finden, so wie umgekehrt exklusiv für das Mittelalter in Anschlag gebrachte Ideen von Interessengebundenheit (wie das mittelalterliche *milte*-Modell) bis in die Gegenwart hinein weiterwirken. Ob ein humanistischer Autor aus Oberösterreich auf der Suche nach Mäzenen ein Stadtlob für die erzgebirgische Stadt Annaberg auf die Fabel von Schwein und Majoran gründet, sodass die dergestalt Angesprochenen die Förderung eigentlich gar nicht ablehnen können (was sie schließlich doch tun; s. Beitrag Fasbender), oder ob es sich um den Einfluss von Widmungspraktiken auf Beethovens Liederzyklus ‚An die ferne Geliebte‘ handelt (s. Beitrag Wiesenfeldt), oder ob die zeitgenössische Lyrik in sorbischer Sprache die Frage aufwirft, inwiefern sie jenseits ihrer staatlichen Förderung überhaupt noch existieren könne (s. Beitrag Rehnolt): All diesen Beispielen ist gemein, dass die mäzenatische Praxis sich auf der Ebene der Textstruktur, ihrer poetologischen Reflexion und bis in die ästhetischen Geneseprozesse hinein verfolgen lässt.

Um diese Aspekte erfassen und sie in ihrer synchronen wie diachronen Systematik bzw. Dynamik bewerten zu können, sind einige inner- und außerliterarische Koordinaten von zentraler Bedeutung. Zu beachten sind:

- die Werkpolitik einzelner Autoren sowie die Analyse einzelner Texte in ihren Genese- und Rezeptionskontexten,
- das Wechselspiel von Autor und Förderer auf der einen und von Textgenese und Text auf der anderen Seite,
- rhetorische Strategien sowie ihre Performanz und Medialität,
- Eigengesetzlichkeiten von Textsorten/Gattungen und Kunstformen,
- (mäzenatische) Förderansprüche und der Anspruch autonomieästhetischer Literaturproduktion in ihren jeweiligen Wechselbeziehungen,
- der Trend weg von der individuellen Förderung hin zu einer allgemeinen Ökonomisierung auf einem Markt symbolischer Güter, der Künstler wie Förderer als Akteure in einem Marktsystem versteht und in dem sich der Verlag als zentrale Schnittstelle etabliert,
- juristische Entwicklungen, die dem gesamten Fördersystem und der Literaturproduktion ab dem 18. Jahrhundert einen zunehmend dichteren Rechtsstatus geben (Stichwort ‚Geistiges Eigentum‘),
- die Massenproduktion im Kunst- und Literaturbetrieb und der damit einhergehende Konformitäts- und Distinktionszwang gleichermaßen,
- Genderdimensionen vor dem Hintergrund einer Förderpraxis, die überwiegend männlichen Autoren zugutekommt, während die mäzenatische Praxis auch eine Reihe zentraler weiblicher Akteure kennt.

III. Das Koordinatensystem mäzenatischer Poetik

Mäzenatische Poetik ist im Mittelalter (s. Beiträge von Felber, Fasbender, Micklich, Päsler, Wolf), bedingt auch im 16./17. Jahrhundert (s. Beiträge von Haye, Gutsche, Pahlow) sowie dann aber vor allem im 18. und 19. Jahrhundert (s. Beiträge von Rose, Plachta, Wiesenfeldt) ‚gut‘ sichtbar auf der Textebene, beispielsweise in Form von Prologen und Epilogen sowie später in Gelegenheitsgedichten. Moderne Förderpolitik schafft dagegen informell den infrastrukturellen Rahmen und bleibt damit zumindest auf der Textebene unsichtbar – jedenfalls ist dies so intendiert, wohl um nicht in den Geruch von Interessensteuerung oder gar ‚Abhängigkeit‘ zu geraten. Zugehörige Semantiken wandeln sich. An die Stelle konkreten adeligen Mäzenatentums tritt in poetologischer Funktion die bis weit ins 20. Jahrhundert attraktive Semantik des Aristokratismus. Die bei vielen Autoren gegebene Gemengelage aus Autonomie, Marktgängigkeit der Produkte und Entgegennahme von Fördergeldern muss nun poetologisch verarbeitet werden, und sei es in einem radikalen Bekenntnis zum einen oder zum anderen Extrem. Die Höhenkamm-Literatur der ‚Sattelzeit‘ ebenso wie (und zwar in radikalierter Weise) die der Klassischen Moderne verstehen sich beispielsweise explizit autonomieästhetisch. Dagegen stehen Phänomene wie Medien- und Öffentlichkeitsarbeit, Vereins- und Genossenschaftsgründungen, vertragliche Vorgaben, schließlich ein Aushandeln des Verhältnisses zu individuellen und institutionellen Fördergebern im Unterschied zur bloßen Entgegennahme von Aufträgen und Pfründen.

Um dieses komplexe Koordinatensystem der mäzenatischen Poetik und der Förderpraxis insgesamt zu greifen, werden im vorliegenden Band einerseits historische Entwicklungslinien, Analogien, Korrespondenzen und Invarianzen vom Mittelalter bis zur Gegenwart offengelegt. Andererseits geht es darum, das aufgerufene Koordinatensystem theoretisch-exemplarisch zu fassen.

Am Deutschen Literaturarchiv Marbach fand dazu vom 27. bis zum 29. April 2023 eine internationale und interdisziplinäre Konferenz zum Thema statt, deren Beiträge sich den vier hier kurz skizzierten Fragestellungen zuordneten. Diese seien im Sinn eines Koordinatensystems mäzenatischer Poetik kurz umrissen.

1. Werkpolitik und Poetik

Wie ist das Wechselspiel von poetologisch-werkpolitischen Zeugnissen der Autoren im Bezug zu Förderern/Institutionen austariert? Kann man die Texte der Autoren als vom Willen der Förderer abhängige Auftragswerke lesen oder sind sie Bewerbungsschreiben, um überhaupt erst einen Förderer zu gewinnen? Daraus ergibt sich die poetologische Grundsatzfrage, wie intensiv sich das Moment der bestehenden oder intendierten Förderung im Werk niederschlägt.

2. Pragmatik: Performanz und Öffentlichkeit, Kunst und Ware

Wie verhält sich Werkpolitik als Performanz zu den Angeboten und Forderungen der Politik und der Literaturförderung allgemein? Werden der Autor und sein Werk zur Ware? Können wir mithin so etwas wie eine auktoriale poetische Selbstinszenierung greifen, etwa um einen Gönner zu gewinnen oder um auf einem ‚poetischen Markt‘ sein Werk feilzubieten? Ist auf der anderen Seite Literaturförderung eine Investition, die in Aufmerksamkeit, Präsenz, Lob eine Rendite abwirft? Ist der Autor für den Förderer quasi eine Aktie mit panegyrischer Rendite?

3. Repräsentationen: Reflexion des Förderwesens in der Literatur

Welche zeitlich varianten Typen ‚geförderter Literatur‘ jenseits der bekannten Kategorien wie Panegyrik oder Casualpoesie gibt es oder ist sogar ein ‚roter Faden‘ der Invarianz erkennbar? Ergänzend spielt das Preiswesen eine große Rolle. Von der antiken und mittelalterlichen Dichterkrönung bis hin zur modernen Inflation verschiedenster Preise etabliert sich ein Anerkennungs- bzw. zunehmend vor allem ein Fördersystem nach eigenen, auf einer Oberfläche scheinbar rein ästhetischen Regeln. Dahinter stehen jedoch nicht selten Auswahl- und Bewerbungsmodi, die zumindest Erwartungen setzen, die ihrerseits direkt in den Preisreden oder – meist indirekt – in den Werken reflektiert oder auch umgesetzt werden.

4. Medien: Medialität, Materialität, Ästhetik

Lässt sich die Geschichtlichkeit der Literaturförderung mit der Mediengeschichte kurzschließen? Was verändert sich beim Wechsel von der an individuelle Produktionsbedingungen gebundenen mittelalterlichen Handschriftenproduktion über das entindividualisierte Massenprodukt Buchdruck bis hin zum medialen Zeitalter mit seinen teilweise reindividualisierten Optionen in der Social-Media-Welt? Wie schlägt sich dies im Zusammenspiel von Texten und Paratexten nieder?

IV. Erträge

Die Marbacher Beiträge gruppieren sich um die oben genannten ‚Schlaglichter‘, die zugleich historische Dimensionen abbilden, wobei die Abfolge der Beiträge sich an der Chronologie der vorgestellten Gegenstände orientiert, was aber keinesfalls als generelle Entwicklungsfolge oder gar genetisches Entwicklungsmodell von einer antiken hin zu einer völlig anders-neuen neuzeitlichen Förderpraxis verstanden werden

soll. Die Beiträge zeigen in ihrer Abfolge neben ‚historischen Zuständen‘ zwar in einigen Fällen so etwas wie ‚Fortentwicklungen‘ etwa im Bereich des Rechts, der Marktabhängigkeit oder der Autonomieidee, aber ein ums andere Mal ebenso die Gleichzeitigkeit vermeintlich längst vergangener Tatbestände, denn Elemente einer antiken Literaturförderung und eines antiken Autorbewusstseins bzw. deren poetische Ausformungen kehren im Mittelalter ebenso wie in der Neuzeit bisweilen kaum verändert in der Förderpraxis und bisweilen wörtlich in der mäzenatischen Poetik wieder bzw. werden gleich gar bewusst ‚reaktiviert‘.

Das klassisch-mittelalterliche Modell exemplifizieren Timo Felber (Gönnerschaft als Textfunktion. Zur Interdependenz von literarischer Gattung und Gönnerdarstellung in volkssprachlichen Texten des 12. und 13. Jahrhunderts), Ralf G. Päsler (Literaturförderung im Deutschen Orden. Beobachtungen vor dem Hintergrund der Überlieferung) und Christoph Fasbender (Das Schwein und der Majoran) aus je unterschiedlichen germanistischen Perspektiven sowie Rahel Micklich (Heinrich von Avranches – Dichterexistenz zwischen Heteronomie und Autonomie) und Thomas Haye (Mäzenatische Möglichkeiten und reale Grenzen poetischer Existenz. Das Beispiel des Giovanni Francesco Ciarlino [+ 1529]) aus mittellateinischer Sicht. Grundlegend ist dabei die Beobachtung von Felber, dass „Gönner in mittelalterlichen Textzeugnissen zuvörderst nicht als historische Akteure, sondern als literarische Textkonzepte greifbar“ sind (S. 19). Was greifbar ist, sind also die poetologischen Dimensionen. Anhand einer Beispielsreihe führt Felber vor, was wir daraus an Informationen für die Gönneridentifikation, die Gönnerrolle, die Gönnerfunktion gewinnen können; mehr noch führt er aus, was wir eben gerade nicht gewinnen können, denn bei den relevanten Textpassagen handelt es sich um „funktionale Textgrößen, mit deren Hilfe die erzählte Geschichte und die Auftraggeberfigur in einer raffinierten literarischen Konstruktion verschränkt werden“. Sie vollständig zu dekodieren ist uns heute – 700, 800 Jahre später – oft kaum mehr möglich. Einen entsprechenden Dekodierungsversuch unternimmt Päsler im Feld des Deutschen Ordens, wenn er die in den einzelnen Werken herauspräparierte Gönnerpoetik unmittelbar mit der historischen Situation in Beziehung setzt. Sichtbar wird in Umrissen, wie Literaturförderung im Deutschen Orden funktioniert, welche Implikationen sie hat und wer für wen mit welchem Ziel fördert. Sichtbar wird aber auch, dass es wohl keine systematische Förderung gab, sondern Spezial- und Einzelinteressen maßgeblich waren, die von einer grundsätzlichen „aszetische[n] Disziplinierung der Ordensritter [und] ihrer geistlichen Unterweisung“ (S. 83) bis zum persönlichen Seelenheil reichen konnten.

Einen weiteren Dekodierungsversuch, aber nun aus ganz entgegengesetzter Perspektive, sehen wir bei Fasbender. Er destilliert aus der Poetik selbst, die in der textuell vielfach umgesetzten Feindschaft von Schwein und Majoran manifestiert scheint, diverse Autorfunktionen heraus. Seine Beispielauforen, die Humanisten Salzmann und Scheurl, „legten sich ihr Publikum bzw. ihre künftigen Geldgeber gleichsam zurecht, indem sie ihnen die Würdigung ihrer Kunst regelrecht abnötigten, wären sie doch an-

dernfalls im Koben der Schweine oder an der Seite des ignoranten Hahns auf dem Mist zu stehen gekommen.“ (S. 51). Ebenfalls im humanistischen Milieu angesiedelt ist Hayes Beitrag zu den mäzenatischen Möglichkeiten und realen Grenzen poetischer Existenz. Erneut ist es eine Detailstudie, nun um den Dichter Giovanni Francesco Ciarlino, die den Blick auf das Ganze öffnet. Es geht um auktoriale und speziell poetische Selbstinszenierung, die Vorstellung von Kunst als Ware, die Dichterkrönung als „erhebliche Steigerung des kulturellen Kapitals“ (S. 101 f.) und das nun hoch komplex austarierte Verhältnis zwischen Gönner und Dichter – allesamt zentrale Merkmale der Epoche. In höchste kaiserliche Gefilde führt Micklich. Heinrich von Avranches verfasst aber nicht nur 210 Gedichte mit mehr als 23.000 Versen – davon drei direkt an Kaiser Friedrich II. gerichtet –, sondern er hinterfragt quasi im Praxisvollzug das gesamte mäzenatische System. „Im Falle Heinrichs und von Gedicht B bedeutet [dies], dass der Dichter eine solche nicht eigens reflektiert, jedoch dichtend praktiziert, indem die Grammatik einer solchen Beziehung unmittelbar zum poetischen Gegenstand gemacht wird, der mäzenatische Sachverhalt also proto-empirisch im Text verbleibt, insofern nämlich, als er dem gedichteten Text semantisch zu eigen ist, was immer ihm de facto zu Grunde liegt oder pragmatisch aus ihm folgt“ (S. 69).

Jürgen Wolf (Literaturförderung zwischen individuellen Beziehungen und Marktinteressen. Neue Modelle an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit?) umreißt den Rahmen der mittelalterlichen Förderpraxis und fragt schlaglichtartig nach den sich aus der sog. Medienrevolution im späten 15. Jahrhundert (Erfindung des Buchdrucks) ergebenden Folgen für das literarische System der Frühen Neuzeit. Charakteristisch erscheinen eine nie dagewesene Vielfalt und Heterogenität. Vorformen einer Autonomieästhetik werden in Einzelwerken sichtbar, aber ein an den Autor gebundenes ‚Schrifteigentum‘ gibt es noch nicht. Vorüberlegungen hin zu einem Schutz von Werken werden angestellt, wobei ein solches Proto-Urheberrechtsmodell noch ausschließlich an die Offizin oder den Auftraggeber eines Druckwerks (im Sinn von Druckprivilegien) und eben gerade nicht an den Autor gebunden scheint. Förderer, Autoren und Drucker/Verleger stehen in einem unregelten, ‚offenen‘ Verhältnis zueinander. Ein artifizielles poetisches Spiel um die Beziehung Förderer–Autor, wie es in der mittelalterlichen Poetik in Pro- und Epilogen geradezu zelebriert wird, wird nicht selten durch utilitaristische Notwendigkeitspoesie ersetzt. Überhaupt werden das Buch bzw. das Werk innerhalb eines schnell wachsenden Buchmarkts mehr und mehr zur Ware. Autoren spielen in diesem von den Offizinen getragenen Marktsystem kaum eine Rolle. Die Entwicklungen gehen, angetrieben von eben diesen Offizinen, hin zu Verrechtlichungsprozessen, etwa um dem grassierenden ‚Nachdruckunwesen‘ Herr zu werden, wobei es weniger um Werkintegrität bzw. erste Ideen von Urheberrecht als um finanzielle Aspekte geht.

Wie sich diese neuen – und alten – Formen in der Neuzeit darstellen und ggf. entwickeln, wird in gleich mehreren Modellstudien vorgeführt. Einen zentralen Umbruchpunkt im Gesamtkomplex von Literaturförderung und Autoridee bzw. Autorbewusst-

sein machen Rechtsentwicklungen aus. Louis Pahlow (Autor – Produzent – Urheber. Der Schriftsteller und die Entwicklung des modernen Urheberrechtskonzepts) skizziert mit Blick auf das Vergangene die juristischen Rahmenbedingungen und Entwicklungen an der für den Gesamtkomplex markantesten Schnittstelle von einem sich professionalisierenden, frühkapitalistischen Logiken folgenden Buchhandelsgewerbe um 1700 hin zu einem modernen, autorzentrierten Urheberrechtsmodell um 1850. Der Fokus in diesem Verrechtlichungsprozess ist dabei auf das rechtliche Verhältnis von Autorschaft bzw. Autorenschutz und Mäzenatentum sowie mehr noch auf Rolle und Funktion des Verlegers gerichtet. Als Ursachen für die Veränderungsprozesse macht Pahlow die Dynamiken des Marktes, aber ebenso eine fortschreitende Emanzipation des ‚freien‘ Schriftstellers aus mit Folgen, die weit über den Literaturbetrieb hinausreichen.

Victoria Gutsche nimmt in ihrem Beitrag die gekrönten Dichterinnen in den Blick (Frauenförderung. Gekrönte Dichterinnen des 17. Jahrhunderts) und kann aufzeigen, wie groß die dichterischen Qualitäten sind, aber auch wie stark – männliche – Förderung bei gleichzeitig großen Vorbehalten wirken. Die mit einer Dichterinnenkrönung zugestandenen bzw. erstrittenen Rechte blieben prekär, was in der Beobachtung kulminiert: „Die Praxis zeigt, dass mit der Behauptung des Rechtes nicht die Ausübung desselben einherging“ (S. 150).

Bodo Plachta (Apoll und Achill. Das „von Serenissimo erkaufte“ Wohnhaus Goethes in Weimar) führt in das Phänomen des Dichterhauses und die damit verbundenen Bedeutungstiftungen seit der Antike ein. Es bedurfte oft des Förderers, damit sich Autoren auch als Hauseigentümer etablieren konnten. Prominentes Beispiel ist, im Schatten des Weimarer Stadtschlusses, Goethes Wohnhaus, das ebenso wie das gleichfalls bis heute von Weimar-Touristen gern besuchte Gartenhaus im Park an der Ilm von Herzog Carl August finanziert wurde. Ein künstlerisch-politisches Manifest ist das Haus allemal, der edle Spender und sein Machtanspruch als Herrscher sind, nicht zuletzt in den Jupiter-Figurationen des Hauses, präsent. Unmittelbar in diesem zeitlichen wie ideellen Umfeld ist auch der musikwissenschaftliche Beitrag von Christiane Wiesenfeldt zu verorten (Romantische Widmungspraktiken und ihre Spuren in der Musik um 1800). Mit Plachta und Wiesenfeldt öffnet sich der Band zugleich weiteren, aber doch unmittelbar vernetzten Untersuchungsfeldern wie Architektur, ‚Lebensumfeld und Politik‘ sowie Musik.

Dirk Rose (Mäzenatische Poetik und Autonomieästhetik. Zur Produktivkraft einer Antinomie) präpariert grundlegende Aspekte der zeitgenössischen Überlegungen zu Literatur, Autorschaft und Förderung aus dem im Jahr 1889 erschienenen Roman ‚Der Mäcen‘ von Detlev von Liliencron Roman heraus. Es geht um künstlerische Autonomie, die Poetik moderner Dichtung und die Förderung einer Avantgardeliteratur als „Illusion einer ‚reinen‘ autonomieästhetischen Produktion im Sinne Schillers“ (S. 182).

Das Abschreiten der Modelle erreicht mit Jochen Strobel (Siegfried Unseld – ‚Deal-maker‘ und ‚Maecenas‘ der Spätmoderne) das 20. Jahrhundert. Strobel stellt Siegfried

Unsel, den überragenden literarischen Verleger der ‚alten Bundesrepublik‘, als dezierten Autoren-Verleger und zugleich Verleger-Autor vor, der die seinem Selbstverständnis nach enge kreative Partnerschaft mit ‚seinen‘ Autoren öffentlich macht. Zugleich Dealmaker und Maecenas der Nachkriegsmoderne setzt Unsel seine ureigene Förderlinie der vorschießenden monatlichen A-conto-Zahlung als vielleicht drastischste Maßnahme à la ‚Zuckerbrot und Peitsche‘ ein. Zeugnisse eines kreativen Outcomes sind neben Briefwechseln, die sich meisterhaft einem Katz-und-Maus-Spiel der Vertragspartner zuwenden (Koeppen, Johnson, Bernhard, Weiss), die zahlreichen fiktional verschlüsselten Unsel-Porträts, die sich vor allem den Schwächen des geschäftstüchtigen Hesse-Anhängers widmen, während die offiziellen Lobreden an panegyrische Traditionen anknüpfen.

Juliane Rehnolt (‚Ja, das alles steht im Gedicht“. Nachwuchsförderung der sorbischen Literatur in der und nach der Wende) blickt auf die ‚andere‘ Seite der deutschen Nachkriegsliteratur. Hatte sich das DDR-Regime als erstes überhaupt um die sorbische Minderheit in der Lausitz verdient zu machen versucht, so war das politische Endziel doch die Assimilation. Die staatliche Förderung der sorbischen Literatur schuf Freiheiten, nicht zuletzt aber auch neue Abhängigkeiten. Vor wie nach der Wende erwies sich diese, in Kafkas Worten, wahrhaft ‚kleine‘ Literatur als gebunden an finanzielle Unterstützung. Bereits zu Beginn der DDR entstanden Schreibzirkel, die nicht immer so systemkonform waren wie erwünscht. Publierte Texte reagieren auf die Schreibbedingungen und umgekehrt, damit ist die sorbische Literatur generell Dokument einer ‚mäzenatischen Poetik‘. Nicht mehr die Gefahr des Verschwindens der Ethnie, mehr schon die Bedrohung durch die Zensur kennzeichnet die unter diesen Bedingungen entstandenen Texte. Um eine österreichische Perspektive ergänzt Ulrike Tanzer (‚[...] zu offenbar recht anständigen Bedingungen angekauft“. AutorInnenvorlässe im Brenner-Archiv) das Tableau. Es ist aber nicht nur der Blick auf eine neue Archivdimension und Vorlassoptionen, der hier auffällt, sondern mehr noch die Tatsache, dass „kein literarisches Werk vom österreichischen Staat je Fördersummen in ähnlicher Höhe erhalten hat“ (S. 290 f.). Literatur erscheint damit auch verwaltungstechnisch-institutionell im kulturellen Gedächtnis verankert.

Unmittelbar in die Gegenwart führen Beiträge von Alexandra Pontzen (Die deutsche Literaturpreislandschaft der Gegenwart als Raum mäzenatischer Poetik) und Thomas Wiedemann (Deutscher Kinospielfilm: Entstehungsbedingungen und Wirklichkeitskonstruktionen im Zeichen der Filmförderung). Pontzen skizziert in ihren Forschungserträgen, wie Literaturpreise den gegenwärtigen Literaturbetrieb pflastern, so meint man. Viele Preise jedoch, schlecht dotiert, wie sie sind, vermögen das symbolische Kapitel der so Geehrten mehr zu erhöhen als das ökonomische. Bewertungskriterien bei der Preisvergabe sind häufig nicht ästhetische – von der Autonomieästhetik also keine Spur! –, sondern karrieretechnische (‚Nachwuchsförderung‘) oder auch politische Prämissen. Bleiben einerseits Merkmale des Mäzenatischen erhalten, so entfällt jedoch die persönliche Beziehung zwischen Förderer und Geförderten. Aus

den ‚Anforderungen‘ an Preisträger und dem Selbstverständnis der Förderer entwickelt Pontzen eine implizite Poetik, denn wer Preise erringen will, wird seine Schreibpraxis anpassen, um positiven Entscheidungen Vorschub zu leisten. Diese naheliegende, aber kaum beweisbare Hypothese wird exemplarisch am Crespo-Literaturpreis verdeutlicht. Wiedemann fragt aus einer „kommunikationswissenschaftlichen Perspektive, was mit einem Massenmedium passiert, wenn es umfassenden Fördermaßnahmen unterliegt, wie die Architektur der Filmförderung das heimische Filmschaffen beeinflusst und was das für den filmischen Diskurs bedeutet.“ (S.293). Er stellt das gegenwärtige System der Filmförderung in Deutschland vor und wertet sodann eine von ihm selbst geleitete empirische Studie auf diskurstheoretischer Basis, beruhend auf Interviews, aus. Der deutsche Film hängt weitgehend am Tropf der staatlichen Förderung. Neben guten Kontakten und bereits vorzuweisenden Erfolgen sind es voraussichtlich rentable Filme, die sich thematisch an den mutmaßlichen Erwartungen des Förderers orientieren: ‚Linke‘ Aufstiegsgeschichten, ethisches Handeln, etablierte Genres und eindeutige Botschaften kommen wahrscheinlich an, künstlerische Innovation hat es eher schwer. Wer Mäzene sucht, muss möglichst konventionelle Filmprojekte planen – so das Fazit von Wiedemanns Studie.

V. Zielprojektionen

Im Fokus steht die gleichsam zeitlose Beziehungsdynamik zwischen Förderer und Gefördertem mit ebenso innerliterarischen wie außerliterarischen Folgen. In Tagung und Tagungsband sind grundlegende Fragestellungen offen- sowie erste Antworten vorgelegt worden. So haben sich über Fach- wie Epochengrenzen vielfältige Konstanten, aber auch Entwicklungslinien und Brüche herauskristallisiert. Als Desiderata ergeben sich daraus zwei grundlegende Zukunftsaufgaben: Erstens ein ‚Förder-Forschungsprojekt‘, das die Theoriebildung vorantreibt auf der Basis einer umfassenden Heuristik und konkreter Fallstudien. Zweitens ein Handbuch ‚Literaturförderung‘, das all diese Erträge dokumentiert, bewertet und aufbereitet. Dafür braucht es freilich nicht nur die entsprechenden finanziellen, sondern auch zeitlichen Ressourcen, denn Mäzenatentum findet am Ende immer im historisch konkreten Hier und Jetzt statt, verlangt also nach einem umfassenden interdisziplinären Blick.

Wenn der Band Anstoß gibt, sich intensiver mit diesem Bedingungsgefüge auseinanderzusetzen, hat er ein wichtiges Ziel erreicht.